

Nr. 171. Bromberg, den 24. August 1927.

Meta Gragert.

Roman von Minna Falk.

(9. Fortsetzung.)

„Hören Sie mal zu, Herr Brink“, sagte Meta nächsten Tages zu Tyre, „was ich für einen merkwürdigen Traum gehabt habe. Ich ging zu Fuß von meinem Heimatsdorf bis nach Wandsbek, über hundert Kilometer, und die machten mir gar nichts aus. Nur wunderte ich mich mächtig, daß das Jugenfelssche Haus keine Fenster mehr hatte, es waren nur Vierecke mit weißer Kreide an die Stellen gemalt. Und die Haustür hätten Sie sehen müssen! Lauter bunte Bilder, und in der Mitte ein Schlüsselloch wie eine Faust groß. Da konnte man mit der Hand hindurchfassen und drinnen einen Riegel wegschieben. Aber dann konnte man es mit der Angst kriegen — kein lebendes Wesen, nur ein schwarzes Loch.

Ich war schon mittendrin und tastete vorsichtig umher, um den Rückweg zu finden, fürchtete aber immer, zu fallen. Plötzlich stoße ich an einen Gegenstand, der mir schwer erschien und ins Wanken geriet, und ich dachte, es müßte nun ein fürchterliches Gepolter geben, aber statt dessen wurde es hell um mich. Alles schimmerte und flimmerte von Sternen.

Ich seh' sie noch immer, wenn ich die Augen zumache, möchte hineingreifen und einen anfassen und kann die Vorstellung nicht wieder los werden.“

Tyre hatte nur halb hingehört. Er ärgerte sich, daß Meta ihm als erstes einen Traum erzählte. Wenn es schon nicht sein konnte, wie es naturgemäß hätte sein müssen in seinem und Metas Fall, dann wenigstens kein Rätselraten. „Mit Träumen habe ich nie etwas zu schaffen haben mögen“, sagte er. „Ich mache einen glatten Strich darüber, wenn ich 'mal einen gehabt habe, und sollte er noch so verrückt sein. Ich habe genug mit der Wirklichkeit zu schaffen und bin nicht für künstliche Beschwerung meines Packens.“

Meta sah ihren Begleiter ernsthaft an. „Gleich eine scharfkantige Ecke“, stellte sie fest. „Ich glaube, ich habe es mir viel zu einfach mit Ihnen gedacht, Herr Brink. Anklopfen und eintreten und Platz nehmen.“

Tyre schämte sich ein wenig. Man soll nicht so herumtifteln, dachte er. Gleiten lassen. Schließlich kriegen einen die Dinge doch beim Wickel. „Sehen Sie einmal“, sagte er ablenkend, „wie die zu Pferde sitzt!“

Eine Reiterin sprengte an ihnen vorüber auf einem Goldfuchs. Das Fell des Tieres lag wie ein schimmernder Schmelz über ihm. Die Reiterin, mausgrau angezogen, mit ziemlich flachem schwarzen Reithut und Stulpenstiefeln, ganz hohe Schule und vornehmste Schlichtheit, saß wie mit dem Sattel verwachsen und erweckte doch das Gefühl des Schwebens.

„Ja“, sagte Meta mit leuchtenden Augen, „richtiges Reiten ist wie Fliegen. Man möchte laut aufschreien vor Lust.“

Tyre wußte nicht, was schöner war, der Adel höchster Kultur oder dieses frische Naturkind, das aus dem Boden wuchs und gleich mitten in allem drin war. Ihn selbst schien Meta ganz vergessen zu haben, sie hatte noch immer Pferd und Reiterin in der Pupille. „Reiten Sie auch, Fräulein Gragert?“ fragte er.

„Ob ich reite!“ sagte Meta. „Aber splettbein und ohne Sattel. Ich muß das Blut fühlen, dann brauch' ich keine Bügel.“

Tyre fühlte auch sein Blut. Es stieß ihm durch alle Adern.

Und Meta glühte jetzt auf in Scham. Was war das für ein Ausdruck, „Splettbein“! Man mußte froh sein, wenn Tyre ihn nicht verstanden hatte. Kein bißchen abgeschliffen war sie. Genau wie früher, wo sie Wagenpferde über die unglaublichsten Hindernisse getrieben hatte, wenn sie ihr warmes Leben unter sich spürte. Kein Helfen und Halten hatte es gegeben, wenn sie einem Pferd auf dem Rücken saß. Und wenn es alte abgetakelte Gäule gewesen waren, sie hatte noch 'mal wieder Mut hineingebracht. Einmal war sie halbnackt an einem heißen Sommertag direkt von der Koppel her auf einer alten, ausgedienten Stute an Pastor Cornels vorbeigejagt, daß das halblahme, plumpe Tier wie ein Durchbrenner ausgesehen hatte. Und einen Augenblick lang hatte es auch den Anschein gehabt, als wollte der Pastor ihr beispringen. Da hatte er aber wohl erkannt, wie der Fall zusammenhing, und sie hatte sich geschämt. Wie hatte sie sich geschämt! Und jetzt möchte sie auch am liebsten wieder wie ein Maulwurf in die Erde kriechen.

Aber es wäre nicht nötig gewesen, wenn man es auch so könnte, wie ein Maulwurf in die Erde zu kriechen. Tyre war wie in einem Rausch. Er dachte weder an „splettbein“ noch an sonst was, er hatte genug mit sich selbst zu tun, um sich in der Hand zu behalten. Wie sauber war dieses Mädchen bei aller Ursprünglichkeit und offensichtlichen Heißblütigkeit! Alles versinken lassen, nur dieses Mädchen im Arm und weiter nichts! — — —

Aber Meta Gragert wollte Medizin studieren. —

Und so schlug alles um. Tyres Worte hatten etwas Beißendes. „Wenn man Medizin studieren will, mein gnädiges Fräulein,“ sagte er, „muß man möglichst ruhiges Blut haben. Es kann sogar kalt und gut abgelagert sein.“

Da war es auch bei Meta vorbei mit der Hochflut. Wenn das so einer ist, dachte sie, der einen zum Narren hält, dann hätte ich gestern und heute meine Bücher nicht darüber vergessen sollen. Sie sagte: „Das ist die Tonart, die ich am wenigsten vertragen kann. Mein Freund Jasper Thaden, von dem ich Ihnen gestern erzählte, würde ganz einfach gesagt haben: „Gift im Speichel“.“

„Die Diagnose stimmt,“ sagte Tyre mehr traurig als kampfeslustig, „ich habe tatsächlich Gift im Speichel. Schon von Kindesbeinen an. Sie haben mir Respekt eingeflößt, Fräulein Gragert. Ich glaube, Sie sind auf dem richtigen Wege. Wenn Sie auch kein ruhiges oder gar kaltes Blut haben, haben Sie doch eine Herrschaft darüber, die für Ihre Jahre und Ihr Temperament genial zu nennen ist.“

Meta saß fest. Was das war, wußte sie nicht mehr. Kalter Spott war es bestimmt nicht. Dazu klang es viel zu wehmütig zwischen den Worten hindurch. Als wenn einer dahinter saß und bitterlich weinte. „Ich hab' mich nur wehren wollen,“ sagte sie, „beißen läßt sich doch keiner, der selbst Zähne hat.“ Aber daß Blut kommt, das habe ich nicht gewollt.“ Tyre hätte in ihre Augen sehen können bis auf den Grund.

Tyre aber sah nicht in die klare, tiefe See. Er war mit seinen eigenen Augen in so weite Fernen gewandert, daß sie von seinen Worten nicht viel wußten. „O nein,“ sagte er, „das haben Sie nicht gewollt, daß Blut kommt. Und das andere stimmt auch, wer gebissen wird, soll wieder beißen. Sie waren vollständig in Ihrem Recht. Übrigens kann ich jetzt auch mit Ihnen über Ihren Traum sprechen. Er wird mir jetzt plötzlich klar, trotzdem ich nicht einmal sehr scharf

achtgegeben habe. Und außerdem soll man dem Stärkeren nachgeben. Sie sind die Stärkere von uns beiden, Fräulein Gragert."

Meta empfand einen brennenden Schmerz. Das hatte schon einmal einer zu ihr gesagt, daß sie die Stärkere sei. In einer großen, stillen Stube war es gewesen, daß es einer zu ihr gesagt hatte, und es war auch im Anschluß an eine Bitternis gewesen. Es ging damals um eine verwegene Frage, die eine Predigt von Pastor Cornels betraf. Und sie war herausgeschlüpft, diese Frage, daß ein Festhalten am Schwanzende nichts mehr genützt hätte. Sie waren so glatt und rutschig gewesen, ihre Fragen, da war nichts zu machen gewesen. Aber damals hatte es besonders wehgetan hinterher. Und sie glaubte, ein wenig hätte sie damals gelernt gehabt. Nun hatte sie es denn dahin getrieben, daß es noch weher tat, was ihre Zunge anrichtete. —

Tyre fuhr nach kurzem Schweigen fort: „Ich denke mir das so mit Ihrem Traum, daß kein Weg Sie schreckt bis ans Ziel und daß es wie Sterne am Himmel steht. Und die vielen bunten Bilder und das große Schloß und der Riegel und — — —"

„Nein", sagte Meta, „hören Sie auf, mir liegt nichts mehr an dem Traum. Jetzt ist mir zuviel Wirklichkeit dazwischengekommen. Und bei der Wirklichkeit will ich nun bleiben. Ich will Ihnen einmal die erste Etappe erzählen.

Als ich zu meinen Eltern sagte, daß ich studieren wollte, habe ich selbst den größten Schreck bekommen. Als ich es wirklich aussprach. Die ganze Sache war mir nämlich sozusagen in die Knochen geschossen. Es war Mitte Oktober, wir hatten noch Winteräpfel auf dem Baum, und ich saß mitten dazwischen, weil ich so gern in das harte, feste Fleisch beiße. Auf einmal bricht ein Ast, und ich liege unten. Aber das weiß heute noch kein Mensch, denn sicher wären mir alle Knochen abgesucht worden, und ich hatte selbst schon festgestellt, daß sie noch heil waren. Ich war gefallen wie eine Katze, saß wie auf Pfoten und hatte einen ganz verrückten Gedanken. Ich dachte, da war außer Händen und Füßen etwas, was du zum Schutz vorstrecktest! Nur einen Blitzstrahl lang hatte ich etwas gefühlt, das mir half, aber gefühlt hatte ich es untäuschbar. Und das Absonderlichste war, daß es mir wie ein Handreichen vorkam. Es kam mir wie das schönste Einvernehmen vor zwischen innerhalb und außerhalb. Eins langte hin, und das andere griff zu, es war von gar keiner Gefahr die Rede. —

Ich kletterte in der Scheune über die Leiter ins Heu und meinte, daß sich zwei verkröchen.

Na, und dann! Das können Sie sich gar nicht denken, Herr Brink, was ich mir da oben unterm Scheunendach dann alles zurechtgegrübelt habe! Da sind die Haare von weg, wie mein Vater zu sagen pflegt. Aussprechen läßt sich das meiste auch gar nicht. Aber der Brennpunkt blieb immer derselbe. Wie das wohl alles so sei mit uns Menschen. Wo die beiden Teile wohl ineinander hielten, und daß man doch wenigstens Fleisch und Gebein gründlich kennen müsse."

„Wie alt waren Sie damals?" sagte Tyre, vergaß alles andere und sah das Mädchen an.

„Vierzehn Jahre war ich alt", sagte Meta. „Und für voll nahm mich nur der alte Schäfer. Sonst wurde ich unter's Jungvieh gerechnet, und ganz viel anders benahm ich mich auch nicht. Wie die Hunde im Spiel nach ihrem eigenen Schwanze schnappen, schnappte ich im Spiel nach meinem eigenen Leben. Tollte mit den Lämmern, Kälbern und Füllen und war nicht unterzukriegen. Nur abends steckte ich das Gesicht ins Kissen, und alles ging anders herum. Dann suchte ich ganz ernsthaft nach einem Unterschied zwischen kleinen Kindern und jungem Getier und verglich rote Backen mit Leichenfarbe. Und an Decke und Kissen piekten manchmal Federn durch, weil ich ins Inlett gebissen hatte."

Tyre war voll schwerster Schwermut.

„Herr Brink", sagte Meta zart, „ich danke Ihnen, daß Sie mir das alles so ruhig abgehört haben, ohne zu lachen und ohne einen Zug um den Mund. Ich kenne solche Striche, die sind mir das Schlimmste. Und nun ist es mir gewesen, als wären mir meine Worte über einen weichen Teppich gegangen."

Die beiden Augenpaare trafen ineinander.

Tyre dachte: Das ist ja dieselbe Not! „Ihre Mutter", sagte er, „warum gingen Sie nicht zu Ihrer Mutter?"

„Damals hatte ich noch keine Mutter", sagte Meta leise. „Ich habe meine liebe Mutter hier in Hamburg erst kennengelernt. Die Kilometerzahl ist aber noch nicht abgelaufen, ich bin noch immer auf der Reise zu ihr."

Tyre schwieg. Er wollte kein Gift wieder in den Speichel kriegen. Metas Augen waren jetzt so voll stiller, tiefer Sehnsucht.

Sie saßen an der Alster, es war Anfang Juni und alles Pracht und Blüte.

Die Fahrzeuge, die vorüberglitten, trugen etwas von der Endsumme ihrer eigenen Jahre mit sich davon. Was gerade an Frachtgut gebündelt und geschnürt lag, benutzte die Gelegenheit zu freier Fahrt.

*

Als Tyre in seine Behausung trat, lag ein Brief auf dem Tisch.

Professor Berkenried aus Berlin, mit dessen Sohn Tyre eng befreundet war, schrieb:

„Sehr geehrter Herr Kandidat!

Es gibt merkwürdige Zufälle im Leben. Durch ziemlich verkettete Umstände geriet ich mit Professor Rodenberg in eine Auseinandersetzung, bei der Ihr Name fiel. Es fiel ein Wort über Doktor-Dissertation. Und noch eins und noch eins. Ich wurde lebhaft, und kurz und gut, ich interessiere mich für Sie als Mediziner.

Bitte, entschließen Sie sich doch, einmal zu mir herüberzukommen. Ich stecke schon lange die Fühler aus nach einem Assistenten, der mir mehr sein könnte als ein bezahlter Mitarbeiter. Eine Zusammenarbeit mit meinem Klaus ist ja leider für immer dahin.

Und wissen Sie, Herr Brink, da ist ein Wort, das mich schon lange mit Ihnen verbindet. In einem Ihrer Briefe steht: „Jeder noch so kleinste Schritt vorwärts hilft zum Ganzen und lindert die Tragödie Mensch."

Verzeihen Sie! Ich will Ihnen eine Erklärung geben für meine Indiskretion. Briefe anderer zu respektieren, gehört zu meinen paar Vorzügen, aber in diesem besonderen Fall unterlag ich.

Sie wissen, es war ein Herzschuß. Und bei mir war es eigentlich auch einer. Mein Jüngster war vier Wochen vorher gefallen, und Klaus war alles, was ich noch hatte.

Mir blieb nur die angesengte Brieftasche, und ich habe lange mit der Versuchung gekämpft, aber der Wunsch nach einem Anhalt siegte.

Die paar Briefe, die Klaus von Mädchen bei sich trug, hatten weiter keinen Wert. Es dürfte Ihnen ja auch nicht unbekannt sein, daß mein Junge ein bißchen leicht war. Wie sehr er aber anderseits ein ernsthafter Mensch gewesen ist, zeigte mir sein Briefwechsel mit Ihnen. Mir schlug das Herz laut und bewegt bei den Fragen, auf die der Junge angesichts des Todes Antwort von Ihnen heischte.

Und sehen Sie, Herr Brink, darum kam ich nicht früher. Ich war eifersüchtig. Warum kam mein Junge nicht zu mir?! — —

Nun soll es wahrscheinlich doch so sein, daß wir fortan zusammengehören. Die wichtigsten Dinge legt sich das Leben selbst zurecht. Also überlegen Sie nicht lange und kommen Sie! Wenn Sie der sind, für den ich Sie halte, dann haben Sie eine Zukunft bei mir.

Und damit Handschlag.

Ihr
Bruno Berkenried."

Tyre empfand nach dem Lesen dieses Briefes zunächst nichts als eine hohe Befriedigung.

Dann allerdings brannte eine alte Wunde, die auch wohl nie ganz vernarben würde. Klaus Berkenried war sein einziger Freund gewesen. Und wahrscheinlich wäre es zu dieser Freundschaft nicht gekommen, wenn sie nicht etwas gewaltsam angefangen hätte. Man hatte ihr nicht ausweichen können gewissermaßen.

Sehr erbaulich war der Anfang sonst nicht gewesen. Sie hatten beide mit demselben Mädchen verkehrt, ohne gegenseitig davon zu wissen natürlich, und die Kenntnisnahme war ebenso dramatisch wie komisch gewesen.

In Werder war es gewesen, um die Zeit der Kirschblüte, als er das zierliche Mädchen im Arm hielt, das so gut in den blühenden Rahmen gepaßt hatte. Eine von den zarten Schönheiten war es gewesen, die etwas Taubenhaftes haben, die aber gleichwohl oder infolgedessen ziemlich rabiat machen können.

Jedenfalls hatte plötzlich mitten im schönsten Küssen eine Zaunlatte über ihren Häuptern geschwebt, und wenn Tyre nicht der Stärkere gewesen wäre, hätte Klaus Berkenried sie vermutlich auf seinem oder Anneliesens Kopf zu Kleinholz verarbeitet.

Daß der Kampfhahn, der vor ihnen stand, dem Glas gut zugesprochen hatte, sah Tyre gleich, als er ihn sich ein wenig näher betrachtet hatte, und da Anneliese sich mit einer anerkennenswerten Geschwindigkeit in Sicherheit gebracht hatte, stand einer etwas abtemperierten Aussprache zu zweien nichts im Wege.

Dabei stellte sich heraus, daß die Ansprüche, die Klaus hatte, tatsächlich älteren Datums waren, und auch sonst stellte sich noch allerlei heraus, das auf das Doppelspiel besagter Taube ein ziemlich ernüchterndes Bild warf.

(Fortsetzung folgt.)

Das Ende des Juan Gomarez.

Skizze von Karl Götz.

In der holzgetäfelten Gaststubennische, um den breiten, dunkelbraunen Tisch, auf den das matte Licht einer verschiedenfarbig beglasten Ampel fiel, saßen wieder, wie allwöchentlich einmal, vier hochachtbare Bürger des türmereichen mittelalterlichen Frankenstädtchens. Die Unterhaltung floß lebhafter als je, erstaunlich war es nur, daß der alte Kommerzienrat nicht mitredete, sondern versonnen dem Rauche seiner Pfeife nachzuträumen schien. Dies war um so erstaunlicher, als man hätte meinen sollen, das durch einen örtlichen Vorfall angeregte Thema — härteste Sühne für jede Mordtat — hätte dem rechtlich denkenden weißhaarigen Siebziger lebhafteste Zustimmung abgenötigt. Wer schildert aber das jähe Aufhorchen, das sprachlose Staunen der drei Freunde, als der Kommerzienrat auf ihr Drängen langsam aber bestimmt sagte: „Um Ihnen, meine Herren, klar machen zu können, warum ich Ihren Forderungen nach härtester Sühne für jeden planmäßig vorbereiteten Anschlag auf das menschliche Leben nicht zustimmen kann, muß ich Ihnen die Geschichte des Mordes erzählen, den ich selbst an einem guten Freunde begangen habe." Die Stühle wurden zurückgerückt. Die Drei starrten sprachlos den Kommerzienrat an. „Ich glaube", fuhr dieser fort, „daß Sie überrascht sind, doch wenn Sie nach dem Gesagten noch die Ruhe aufbringen können, mich anzuhören, so will ich Ihnen erzählen, was seit Jahrzehnten außer Ihnen noch niemand zu hören bekommen hat." Die drei Freunde, in deren Gesichtern eine fast ängstliche Scheu lag, verharrten in atemloser Spannung. „Sie wissen", begann der Erzählende langsam und sachlich, mit gedämpfter Stimme und ohne aufzusehen, „daß ich mich Ende des letzten Jahrhunderts fast ein Jahrzehnt in Mexiko aufhielt, um die dortigen geschäftlichen Beziehungen unseres Hauses zu festigen und zu erweitern. Bei den damals so überaus verworrenen politischen Verhältnissen in diesem Lande mußte ich es als großes Glück betrachten, bald die Freundschaft eines jungen, intelligenten, liebenswürdigen und stets hilfsbereiten Mexikaners zu gewinnen. Juan Gomarez besuchte mich täglich, brachte zahllose, nicht unbedeutende Opfer für mich und schien mir wirklich in herzlicher Freundschaft zugetan. Er verhalf mir auch zu sehr bedeutsamen geschäftlichen Erfolgen. Ein leise beängstigendes, bisweilen fast unheimliches Flackern in seinen Augen glaubte ich als Ausdruck seines südlichen Temperaments, wie ich meinte, nicht weiter beachten zu müssen.

Was uns noch inniger verband, war unsere gemeinsame Liebe zum endlos weiten Meere und zu dem damals in Mexiko eben aufgekommenen, sehr beliebten Paddelbootfahren. Da meine Wohnung näher als seine am Meere lag, bewahrte ich immer unsere beiden Boote auf.

Eines Tages wollten wir eine der abgelegensten, stürmischsten, klippenreichsten Stellen an der Küste des Golfes von Mexiko durchpaddeln. Juan, der Fahrer von weithin gutem Rufe, litt nicht, daß ich mit ihm zugleich hinausfuhr. Wie er immer ernsthaft besorgt um mich war, so wollte er auch hier die Strömungen erst selbst erproben. Ich sollte seine Fahrt von hoher Klippe aus beobachten und mein Boot für den äußersten Fall bereit halten. Mit fieberhafter Spannung verfolgte ich, wie Juan sich durch die hohen Wellenberge arbeitete. Ich bin überzeugt, daß er die gefürchteten Klippengewässer spielend durchkreuzt hätte, wenn sein unbedingter Untergang nicht so sicher von mir vorbereitet gewesen wäre. Die Bambusstäbe seines großen, vierfach bezogenen Bootes waren nämlich alle gebrochen und unsichtbar und festgeklebt mit einer Masse, die dem lösenden Einfluß des Wassers höchstens eine Viertelstunde widerstand. Das Wasser mußte Juan schon nach den ersten Minuten im Boote haben. Brachen aber die Stäbe einmal, so konnte die rasch vergasende und stark betäubende Flüssigkeit, mit der ich sie innen getränkt hatte, ihre Wirkung tun. Juan, ein ohnehin wenig ausdauernder Schwimmer, war auf alle Fälle verloren. Daß er allerdings so schnell versunken wäre, hätte ich nicht gedacht. Ich hatte noch verfolgen können, wie das Boot mit einem Male nicht mehr vorwärts kam. Das Notzeichen gab der Mexikaner nicht mehr. Ich sah nur noch den Strudel, den das rasch abgesackte Boot hinterließ. Eine Stunde später erstattete ich bei der Polizei Anzeige von dem Unfall des bekannten Meisterfahrers Juan Gomarez.

Ich glaube, daß Sie nicht mehr länger mit mir an einem Tisch sitzen wollen," wandte sich der Erzähler an den alten Doktor, der langsam aufstand und nach dem Hut griff. „Ich verstehe Ihr Entsetzen. Aber bitte warten Sie noch einen Augenblick, denn ich möchte Ihnen noch sagen, warum ich Juan Gomarez umgebracht habe.

Mein Freund war nämlich einer der übelsten Spitzel der damals so kurz regierenden Gewalthaber von Mexiko. Er benützte mein weitgehendes freundschaftliches Vertrauen dazu, möglichst viel über die geflüchteten konservativen Familien zu erfahren, mit deren größtem Teil ich noch in geheimer Verbindung stand. Vor allem war er aber deswegen mein Freund geworden, um den Aufenthaltsort von Miß Esther Edwards ausfindig zu machen, der ob ihrer mädchenhaften Anmut und ihrer vornehmen Schlichtheit viel bewunderten und verehrten Tochter des einflußreichen, ebenfalls mit seiner Familie, aber ohne Miß Esther geflüchteten konservativen Großkaufmanns Chster Edwards, in dessen Haus mich meine geschäftlichen Beziehungen oft geführt hatten.

Eines Tages entnahm ich einer Zeitung die entsetzliche Nachricht, Esther Edwards sei auf Anordnung des machthabenden Generals, dessen jahrelange Bewerbungen um sie erfolglos geblieben waren, hochverräterischer Umtriebe wegen erschossen worden. Sofort ahnte ich nun die Zusammenhänge; denn außer Juan Gomarez hatte niemand den Aufenthaltsort von Esther Edwards gekannt. Die Aktenschränke des Mexikaners, die ich in seiner Abwesenheit erbrach, bestätigten meine Vermutungen. Dort fand ich auch für den Zeitpunkt, an dem nichts Wesentliches mehr von mir zu erfahren war, die genaue Anleitung zu meiner Vernichtung bereitgelegt, deren unfehlbare Wirkung ich acht Tage später an der Küste des Golfes von Mexiko zu beobachten Gelegenheit hatte.

Es bleibt mir noch zu berichten übrig," sagte der Erzähler im Aufstehen mit leicht zitternder Stimme, „daß Esther Edwards mir zuliebe in der gefährlichen Stadt zurückgeblieben war; denn sie war meine Verlobte. Gute Nacht, meine Herren."

Ritt in Chile.

Skizze von Maria Meister.

In Valparaiso tobte eine kleine Revolution. Eine ganz unbedeutende. In diesen heißen Ländern ist immer irgend etwas Hitziges los. Doch schien sich dieser Aufruhr stärker zusammenballen zu wollen. Deshalb hielt es Sennor Manuel Torres für richtig, seine Familie und mich in seine Hacienda hinauf zu bringen. Es war noch vor dem großen Salpeterkriege.

Wir saßen spät im Patio, unruhig und etwas erregt. Die Nacht war mild, das Plätschern des kleinen Springbrunnens klang erfrischend. Über das Haus her hallten die Tritte der vorbeiziehenden Wache. Hie und da fielen riesige Leuchtkäfer nieder, vom Blumenduft angelockt. Wir fingen sie und setzten sie uns in die Haare, wie es die Indianermädchen tun, gleich einem phantastisch schönen Schmuck aus seltsamen Juwelen.

Plötzlich erklang ein seltsamer Laut in der ungeheuren Stille, hohl, hart umrissen: Klapp! Wir horchten und fragten uns. Die Gewehrschüsse waren längst verknattert. Die Stille blieb dieselbe, nur dies merkwürdige: Klapp!

„Laßt uns aufs Dach gehen," sagte Sennor Torres, „wer weiß, was los ist!"

Wir stiegen hinauf und blickten in die leeren Straßen. Nicht gar fern waren Soldaten. Aber dies eigentümliche Geräusch kam wieder und wieder und wirkte in seiner Unerklärlichkeit beängstigend. Die Stille schien nach jedem dieser hohlen Laute größer und lastender zu werden. Nichts hemmte ihn, nichts begleitete ihn, nichts war zu sehen — doch immer wieder erklang der schreckhafte Ton. Keiner sprach, jeder dachte an Ungeheures. Wir standen reglos, schwer atmend, weit vorgebeugt. Die fromme Donna Maria hielt es für eine Mahnung des Himmels und eine Vorbedeutung. Don Manuel für eine Höllenmaschine, Esmeralda für ein Gespenst.

„Es kommt näher," unterbrach etwas gepreßt Don Manuel die Stille, „seht da!"

Um die Straßenecke bog eine klobige Gestalt — klapp! — ein langer Rüssel schien daran zu hängen — klapp! — ein Klirren klang mit — klapp! — alle Herzen hämmerten, der Atem keuchte. Jetzt trat es in die Mitte des Platzes und... zeigte sich als ein Soldatenpferd, das sich von der Wache entfernt hatte und auf Entdeckungen ausgegangen war. Die Mähne hing ihm tief über den zur Erde gebeugten Hals, und als es eine Kruste fand, fraß es hungrig. Dann ging es weiter, langsam mit klappernden Eisen.

Das Grauen löste sich in Gelächter.

Der launige Auftakt ließ uns am anderen Morgen unsere Reise mit Vergnügen antreten. Ich genoß wieder den Reiz des knirschenden Leders. Ein hartes Stück Weg lag vor uns, das ganz im Sattel zurückgelegt werden mußte. Die gewaltigen Anden lagen schneebedeckt und sieghaft da, der mächtige Aconcagua war damals noch unbezwungen. Die Landschaft wechselte seltsam, noch ehe wir über die weitere Umgebung von Valparaiso hinaus gekommen

waren. Wir ritten ohne Eile, so daß ich mich dem Genuß einer Entdeckungsreise hingeben konnte. Gegen Abend machten wir am Feuer Rast.

Auch am zweiten Tage ritten wir. Da sah ich auf einem ausgehauenen Waldpfad einen herrlichen Baum, voll Blüten und von scharfem Wohlgeruch. Ich lenkte mein Pferd auf ihn zu. Noch war ich nicht nahe heran gekommen. Da hörte ich einen durchdringenden Schrei. Ich stutzte, hielt an. Wieder erklang der Schrei. Ein brauner weißhaariger Mann rannte herbei, winkte abwehrend mit den Armen und rief Unverständliches. Schon kam auch der eine Peon mir nachgejagt. „Tod!“ rief der braune Mann. „Tod“. Der Peon führte mich zurück.

„Der Giftbaum,“ sagte er, „wer ihm naht, dem verbrennt die Haut zu tausend Blasen. Wer noch näher kommt, wird unaufhaltsam zu ihm gerissen. Sein Atem bringt den Tod.“

Erschrocken sah ich hin. „Glauben Sie das?“ fragte ich Donna Maria. — Sie zuckte die Achseln. „Man kann nie wissen,“ meinte sie vorsichtig.

Dann schritten die Pferde behutsam über hartes, trockenes Gras, über wildes, rohes, gelbbraunes Gestein, — dann kam ein Fluß, die Furt. Er war vom Regen angeschwollen. „Halten Sie sich fest, geben Sie dem Pferd den Kopf frei!“ Mit vorsichtig fühlenden Hufen stieg das Tier am Ufer hinab, legte die Ohren zurück . . . ein Loswerden, — ein Wiegen, das Wasser stieg mir bis zu den Knien, zum Gürtel, schnaubend schwamm das Pferd mit kräftigen Stößen durch den Fluß. „Zügel kurz!“ Es hob den Kopf mit weiten Nüstern und gespannten Augen, seine Mähne schwamm auf dem Wasser. Dann kletterte es am anderen Ufer hinauf. Die übrigen langten gleichzeitig an, und die Tiere schlugen von selbst ein flottes Tempo an. Die Peons schwenkten den Poncho über dem Kopf und stießen anfeuernde Schreie aus. Dort lag ja die Hacienda! Dampfend, noch sprühend jagten die Tiere dahin, die Schleier flatterten, die Haare wehten, in lustigem Sturm hielten wir unseren Einzug.

Neugierig sah ich mich um. Da schlug eine Leiter neben mir nieder. Kurz bäumte mein Pferd sich auf. Unbewußt beugte ich mich zum Halse, — und schon raste es durch den Hof — fort, fort, — in das weite Land hinaus.

Als es den scharfen Hauch der weiten Ebene spürte, streckte es mit hellem Gewieher den Kopf vor, in langen ausgreifenden Sätzen flog es dahin. Nach dem ersten Schrecken, dem ersten Zügeln, siegte die Kaltblütigkeit, der erregende Schauer, siegen zu wollen. Es war schwer, im Sattel zu bleiben! Ich bog mich rechts, Linie für Linie begann ich die Zügel fester zu nehmen, um das Tier in die Gewalt zu bekommen, sobald es Schrecken und Erregung überwunden hatte. Es schnob und stieg, um dann wieder in scharfen Galopp zu verfallen, rasend, unaufhaltsam. Die Luft peitschte mein Gesicht. Der Hut hing im Rücken. Die Reitgerte entfiel mir. Ich sah kein Land mehr, keinen Himmel — alles zitterte, alles raste. Das Pferd schoß in schnurgeradem Galopp, eine Beute sinnloser, unwiderstehlicher Gewalt.

Plötzlich ergriff mich ein rätselhaftes, erstickendes, schreckliches Gefühl — die Todesangst!

Dort drüben, zur Linken, das Gehöft mit seiner langen, weißen Mauer; wenn der Braune darauf zuhielt — immer in der gleichen Richtung, wie ein tollwütiger Hund, dann mußte ich an dieser Mauer entlang geschleift und zerquetscht werden — ohne Rettung. — —

Ich schrie, ich riß an den Zügeln, das Pferd schnob durch die Nüstern, mit großen, hervorquellenden, irren Augen, gehetzt von dem geheimnisvollen Trieb — es raste weiter. Ich rief ihm Schmeichelworte zu — vergeblich.

Näher und näher kam die Mauer . . . Ein Madonnenbild am Wege, „Erbarm dich, Maria, erbarm dich!“ Das Pferd riß mich weiter. — Die Mauer nahte. — Wo kam da plötzlich diese ganz große, kühle Härte her? — Diese Härte, die gebot: die Füße lösen, den Riemen, die Zügel freigeben — und einfach sich zur Seite fallen lassen — lieber tot als martervoll geschleift und geschunden an der bleichen Mauer. — Da war die Ecke! . . . Ich stemmte mit eisiger Entschlußkraft beide Hände gegen den Hals des Tieres, hob mich im Sattel — und warf mich nach links.

In diesem Augenblick stand das Pferd wie eingerammt. Ich lag unversehrt in der weichen Wiese.

Gedanken.

Falsche Perlen vor die Säue geworfen, haben manchen populär gemacht.

*

Mehrheit entscheidet nach Eindrücken, die die Erkenntnis trüben.



Bunte Chronik



* **Die kleinste Lokomotive der Welt.** „Travail de Chinois“ — „Chinesenarbeit“ sagen die Franzosen, wenn sie von etwas sprechen, dessen Herstellung ganz besondere Mühe und vor allem Geduld erfordert. Mit vollem Recht kann man diese Bezeichnung anwenden auf die Arbeiten des siebzigjährigen M. Melcher aus Paris, der seit seinem 16. Lebensjahre in der Feinmechanik tätig ist. Melcher beschäftigt sich nicht nur Tag ein, Tag aus in seinem Beruf mit der Herstellung zierlichster Gegenstände; nach Feierabend macht er auch daheim, wo er sich für seine eigenen Zwecke eine kleine Werkstatt eingerichtet hat, andere kompliziertere Miniaturarbeiten. So hat er einen Standmotor verfertigt, der in einem Fingerhut vollkommen Platz findet. Dann machte er sich an die Herstellung einer vollständigen mechanischen Werkstatt, in ein Hundertstel der natürlichen Größe, mit einem liegenden Motor einschließlich aller Treibriemen und Gestänge, der mehrere Werkzeugmaschinen antreibt. Die letzte Arbeit Melchers ist sein Meisterstück: die genaue Nachbildung einer der großen Lokomotiven der französischen Staatsbahn, wie sie noch heute auf der Strecke nach Le Havre laufen, im Verhältnis 1 : 80, mit allen inneren und äußeren Teilen. Zehn lange Jahre brauchte der Künstler — denn diese Bezeichnung darf man ihm mit Recht geben —, um, immer mit dem Mikroskop arbeitend, diese sicherlich kleinste Lokomotive der Welt zustande zu bringen. Das ganze Stück, das bequem auf der Handfläche Platz findet, wiegt 370 Gramm, ist 15 Zentimeter lang und hat Räder von 24 Millimeter Durchmesser, sowie Regulator, Zylinder und Pleuelstangen. Die Bolzen, welche die einzelnen Teile zusammenhalten, sind acht zehntel Millimeter stark, die Rohre des Wasserrohrkessels sind nicht dicker als ein Haar.

*

* **Ein schlechter Scherz.** In Adelaide (Süd-Australien) verbreitete der Rundfunk kürzlich ganz ernsthaft die Nachricht, daß gegen die Stadt von den Feinden Australiens (welche das sind, wurde nicht gesagt) ein Luftangriff mittels zahlreicher Flugzeuge vorbereitet werde, die Bomben abwerfen und mit Giftgasen arbeiten würden. Der Angriff wurde in allen Einzelheiten beschrieben, selbst die Zahl der Flugzeuge und die Reihenfolge, in der sie angreifen würden, wurden mitgeteilt. Die Nachricht verbreitete sich mit Windeseile durch die ganze Stadt und rief eine unbeschreibliche Panik hervor. Die Einwohnerschaft floh kopflos nach allen Windrichtungen; viele verbargen sich in den Kellern, und einige hatten sogar die feindlichen Flieger schon auf die Stadt im Anflug gesehen. Wer es sich leisten konnte, nahm ein Auto, um desto schneller fortzukommen, einige der bekanntesten Juweliere luden ihre Angehörigen und Kostbarkeiten auf einen Lastkraftwagen, um so alles gemeinsam in Sicherheit zu bringen. — Als es so weit gekommen war, nahm der Ansager des Rundfunks seinen Vortrag wieder auf, um zu verkünden, daß nicht der geringste Grund für eine derartige Panik vorliege. Bei dem gemeldeten Fliegerangriff habe es sich lediglich um eine genaue Wiedergabe der großen Luftmanöver gehandelt, welche kürzlich über London stattgefunden haben. Er habe die Meldungen in der Form des Londoner Geschehnisses wiedergegeben, weil das Publikum in Adelaide sich wiederholt beschwert habe, daß die Rundfunkdarbietungen sich durch ungewöhnliche Langweiligkeit auszeichneten.

Lustige Rundschau



* **Sein Beruf.** „Der Sträfling Schimpf wünscht in seinem eigenen Beruf beschäftigt zu werden, Herr Direktor,“ sagt der Gefangenenwärter. — „Aber selbstverständlich, der Mann hat alles Recht zu dieser Forderung,“ sagte der loyale Direktor des Gefängnisses. „Was ist er denn im Privatberuf?“ — „Flieger, Herr Direktor.“

*

* **Kleine Verwechselung.** „Welcher Kaiser steckte Rom in Brand?“ — „Harras.“ — „Nein, Nero. Wie kommst du denn auf Harras?“ — „Ich wußte doch, daß es irgendein Hundename war . . .“

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.